

Erster Theil.

Die alte Geschichte.

Bis auf das Jahr 1308 nach Christo.

Erstes Kapitel.

Vorgeschichtliche Zeit.

Unser Vaterland bot vor mehreren tausend Jahren noch keinen so freundlichen Anblick dar, wie jetzt, da es allüberall mit großen Wäldern voll Gewild und mit großen Sümpfen bedeckt war. Die ältesten Bewohner desselben kamen in dunkelster Vorzeit aus dem fernen Osten ins Land und brachten die aus Asien stammenden Hausthiere: Pferd, Schaf, Ziege, Rind, sowie Gerste, Weizen und Flachs mit. Merkwürdig waren die Wohnungen dieser Urbevölkerung. Zum Schutze gegen wilde Thiere und feindliche Menschen bauten sie nämlich Wasserdörfer auf Pfählen. Solche Pfahlbauten, wie sie gewöhnlich genannt werden, hat man auf unsern Schweizerseen bis jetzt bereits an 200 entdeckt.

In der Regel wurden einige hundert Fuß vom Ufer 4—8 Zoll dicke Pfähle eingerammt, auf welche Querbalken befestigt wurden, die man mit Knütteln oder Brettern belegte, so daß ein fester, ebener Fußboden entstand. Die Wände der Hütten waren aus Stangen gebildet, die mit Flechtwerk durchzogen wurden, und das Dach war mit Stroh oder Schilf bedeckt. Ein Steg verband die Wohnungen mit dem Ufer. Aus den Ueberbleibseln, die man unter den Pfahlbauten gefunden, kann man einigermaßen auf das Alter der letztern, so wie auf die Lebensweise der Bewohner schließen. In den meisten Pfahlbauten der Ostschweiz kommt nämlich kein Stückchen Metall, sondern nur Stein-, Holz- und Knochengeräth vor. Hämmer, Aexte, ja selbst Sägen bestehen aus Stein, Pfeilspitzen aus Knochen und Messer aus Ebenholz. Werkzeuge von solchem Stoff sind aber nur in der urältesten Zeit angewendet worden; denn schon 1700 Jahre

vor Christo sind Geräthe von Erz durch die Phönizier in Europa allgemein in Gebrauch gekommen. Wir dürfen daher annehmen, daß unsere Urväter schon lange vor Moses, der um 1500 vor Chr. lebte, auf unsern Seen gewohnt haben.

Aus den Werkzeugen sowohl, als aus den verfohten Lebensmitteln und den Thierknochen, die man gefunden hat, geht hervor, daß jene Seebewohner sich nicht nur mit Fischerei und Jagd, sondern auch mit Viehzucht, Ackerbau und Weberei beschäftigten. Die Getreidekörner wurden zwischen Steinen gequetscht und dann zu Brot gebacken. Eine Lieblingspeise unserer Urväter waren auch die jetzt noch bei uns beliebten gedörrten Aepfel und Birnen. Ihre Kleidung waren Leinwandmittel und Thierfelle. Die Jagdthiere kamen damals in unsern Wäldern nicht bloß in viel größerer Zahl, sondern auch in mannigfaltigeren Gattungen vor; denn man fand unter den Pfahlbauten Knochen von Bären, Wölfen, Wildschweinen, Riesenhirschen, Elenthieren und Auerochsen.

Zweites Kapitel.

Helvetien unter der Herrschaft fremder Völker.

110 v. Christo bis 1032 n. Christo.

Helvetien unter den Römern.

110 v. Chr. bis 400 n. Chr.

Was nun geschehen ist während der vielen Jahrhunderte, oder gar Jahrtausende vor Chr., da die Urbewohner unseres Landes auf den Seen wohnten, davon hat uns kein römisches und kein griechischer Geschichtschreiber etwas gemeldet. Erst von der Zeit an, da unsere Vorfahren mit den Römern in feindliche Berührung kamen, also seit dem Jahr 110 vor Chr. vernehmen wir etwas Genaueres über dieselben. Die römischen Geschichtschreiber erzählen nämlich, daß damals der Norden und Westen unseres Vaterlandes Helvetien und der Südosten Rhätien hieß. Die alten Helvetier waren mit den benachbarten Galliern in Frankreich verwandt und gehörten zu dem großen Stamm der Kelten. Sie lebten frei und glücklich in ihrem rauhen,

unfruchtbaren Lande, bis Begierde nach Reichthum und Wohlleben sie in Unglück und Knechtschaft stürzte.

Es erschienen nämlich 110 Jahre vor Christi Geburt in Helvetien ungeheure Heerschaaren eines wandernden deutschen Volkes. Mit ihnen vereint, überfiel ein Theil der Helvetier das nachbarliche Gebiet der mächtigen Römer. Die Verbündeten erstritten Anfangs einige Vortheile, namentlich gewannen die Helvetier unter ihrem heldenmüthigen Anführer Divico eine große Schlacht am Lemmanischen See (Genfer-See). Aber ihre Bundesgenossen wurden auf andern Punkten so vollkommen geschlagen, daß sie selbst für gut fanden, in ihr Land zurück zu kehren, wo sie wieder 50 Jahre lang in der alten Weise lebten.

Nach dieser Zeit stand unter den Helvetiern ein reicher und ehrgeiziger Mann auf, Namens Orgetorix. Er wäre gern Fürst der Helvetier gewesen, und weil er glaubte, dieses im Kriege eher als im Frieden werden zu können, so beredete er das Volk zum Kriege. Er schilderte ihm mit verführerischen Worten die Schönheit und Fruchtbarkeit der benachbarten Länder, und munterte es auf, die Nachbarn zu vertreiben, ihr Land aber für sich selbst zu behalten. Dem Volke gefiel die böse Rede nur zu wohl. Man beschloß, mit Weib und Kind, Hab und Gut aufzubrechen. Ehe aber die nöthigen Zurüstungen vollendet waren, kamen die heimlichen Absichten des Orgetorix an den Tag, und er mußte sich selbst entleiben, um einer schrecklichen Rache zu entgehen. Allein das Unternehmen, zu welchem er angetrieben, ging dennoch vor sich, und endete mit dem Verderben der Helvetier. Sie drangen in das benachbarte Gallien (Frankreich) ein, wurden aber bald von den Römern, welche damals Gallien beherrschten, bei Bibracte (Beaune) so geschlagen, daß, wer nicht fiel, sich gefangen geben mußte. Diese Gefangenen schickte der römische Feldherr Julius Cäsar in ihr Land zurück, wo es ihr erstes Geschäft war, ihre Städte und Dörfer, welche sie beim Auszuge sämmtlich verbrannt hatten, um Jedem die Lust zur Rückkehr in die verwüstete Heimat zu nehmen, wieder aufzubauen; auch blieben sie fortan Unterthanen der Römer.

Diese herrschten Anfangs mild über Helvetien. Sie ließen dem Lande viele Freiheiten, und ein langer Friede versetzte es in blühenden Zustand. Viele neue Ortschaften wurden erbaut. Windisch, Wisflisburg, Orbe, Zürich, Zug, Solothurn, Basel-Augst, Arbon, Coblenz, Kaiserstuhl, Chur, Baden u. a. entstanden in jener Zeit. Ackerbau und Gewerbe, Handel und Wandel, Künste und Wissenschaften kamen auf; die

alte Rohheit des Volkes verschwand, mit ihr aber auch die Einfachheit der Sitten und der kriegerische Geist. Mit ihrer Bildung hatten die Römer auch ihre Verdorbenheit nach Helvetien verpflanzt, und nur zu bald verwandelte sich die Milde der römischen Herrschaft in so drückende Härte, daß die Helvetier ihr Heil in einem Aufstande suchten.

Allein mit leichter Mühe besiegte der römische Feldherr Aulus Cäcina 69 Jahre n. Chr. in der Schlacht am Bözberge ihre unkriegerischen Haufen, und sofort blutete das Land wehrlos unter seiner furchtbaren Rache. Ortschaften und Pflanzungen wurden zerstört; die Häupter des Volkes starben auf dem Blutgerüste. Diesen Verheerungen machte zwar die kaiserliche Begnadigung ein Ende; aber Helvetien erholte sich um so weniger von dem schrecklichen Schlage, als nach dieser Zeit Einfälle deutscher Völker ins römische Reich begannen, denen das sinkende Rom immer weniger Widerstand entgegen zu setzen vermochte. Das dauerte so bis ins vierte Jahrhundert nach Christi Geburt, da wurde Helvetien durch einen Einfall der Allemannen zur völligen Wüste.

Helvetien unter den deutschen Völkern, besonders den Franken.
400—888.

Lange nach diesem traurigen Ereignisse ward das verlassene Land von verschiedenen deutschen Völkern eingenommen und getheilt, nämlich von den Allemannen, Burgundern und Ostgothen. Ihnen verdankt man den Wiederanbau des Landes, Herstellung der bürgerlichen Gesellschaft, Einführung des Christenthums, von ihnen stammen die jetzigen Schweizer. Die Allemannen besetzten noch vor dem Ende des 4. Jahrhunderts das Land vom Bodensee bis zur Aare und beraubten die Ueberwundenen nicht bloß alles Eigenthums, sondern auch ihrer Sprache. Daher wird jetzt noch im Norden und Osten der Schweiz deutsch gesprochen, während im Westen, wo sich die Burgunder 443 wenig zahlreich niederließen, die lateinische Sprache, welche die alten Helvetier von den Römern angenommen hatten, sich behaupten konnte und mit der Zeit sich in das heutige Französische umwandelte. Auch die Ostgothen, die Graubünden und Tessin inne hatten, ließen den Ueberwundenen ihre Sprache, weshalb jetzt dort italienisch und romanisch gesprochen wird. Diese Völker lebten in beständigem Streite, bis endlich im Jahr 534 das Volk der Franken alle andern unterdrückte. Von da an blieb Helvetien 350 Jahre lang unter fränkischer Oberherrschaft. In

dieser langen Zeit saßen auf dem fränkischen Throne zwei Königsgeschlechter, deren erstes man die Merovinger, das zweite die Carolinger nennt.

Die merovingischen Zeiten. 534—752. Die Herrschaft der Merovinger war sehr unruhig. Die Fürsten dieses Geschlechtes bekriegten sich beständig um die Thronfolge. Das Land wechselte jeden Augenblick seinen Herrn und konnte auf solche Weise nicht gedeihen. Erst als vom Jahr 613 an König Chlotar II. und sein Sohn Dagobert das fränkische Reich ungetheilt mit Weisheit, Gerechtigkeit und Kraft regierten, erhob es sich aus seinem tiefen Verfall. Sehr viel trug dazu der christliche Glaube bei, den fromme Männer aus fernen Ländern in Helvetien verbreiteten. Der merkwürdigste aus ihnen ist der h. Gallus aus Schottland. Als hochbetagter Greis bezog er mit einigen Freunden im Walde mehrere Stunden ob Arbon eine Einsiedelei. Bären, Wölfe, Eber und anderes Gewild hatten sonst in dieser Wildniß gehaust; jetzt bauten jene ihre Zellen, und nährten sich von einer kleinen Heerde, auch mit Jagd und Fischerei, mit Garten- und Ackerbau; aber die Verbreitung des Christenthums blieb ihr Hauptgeschäft, sie bekehrten die Leute weit umher. Etwa 50 Jahre nach Gallus' Tode wurde an der Stelle seiner Zelle ihm zu Ehren das Kloster St. Gallen erbaut. Schon der erste Abt dieses Klosters stiftete eine Schule, die lange vortrefflich blieb und für ganz Europa wohlthätig wurde. Um das Kloster bildete sich nach und nach die jetzt so blühende Stadt. Solchergestalt entstanden noch viele Ortschaften und wurde manches wilde Thal urbar gemacht und angebaut. Man stiftete eine Kirche, ein Kloster, und von diesem Mittelpunkt aus verbreiteten sich Christenglaube, Landbau und mildere Sitten. So wurden das Glarner-Land, das Münster-, das St. Immer-, die Desch- und Greyerzer-Thäler urbar gemacht; so entstanden Disentis, Beromünster, Einsiedeln, St. Ursiz, Peterlingen, Lausanne u. s. f.; so geschah auch mit den durch die Allemannen zerstörten Städten Zürich und Luzern. Mit Gesträuch überwachsen, in Sümpfe versunken, lagen die Ruinen dieser alten Orte; da erbauten zwei Brüder, der eine das Grossmünster zu Zürich, der andere das Münster zu Luzern; um beide diese Stifte erhoben sich die Städte aus ihrem Schutte.

Die carolingischen Zeiten. 752—888. Bald nach König Dagobert näherte sich das merovingische Haus seinem Untergange. Schwäche, Leppigkeit, Tyrannei und Laster brachten diese Fürsten in Verachtung. Die Regierung überließen sie ganz

ihren obersten Staatsbeamten, welche man Hausmeier (Major domus) nannte. Als endlich zu der Unwürdigkeit dieser Fürsten noch ihre Verarmung kam, wendete sich die Neigung des Volkes ganz von ihnen ab. Childerich III. wurde 752 auf der Volksversammlung zu Soissons entsetzt und in ein Kloster verstoßen. Sein Hausmeier, Pipin der Kleine, folgte ihm als König, und stiftete den neuen Herrscherstamm der Carolinger. Seinen Thron hinterließ er 768 seinem Sohne Carl dem Großen.

Nicht nur wegen der Größe seiner Eroberungen, sondern wegen der Größe seines Geistes gebührt ihm dieser Name. Kein Fürst hat die Verbrechen der Herrschbegierde durch Heldenruhm und gute Verwaltung so aufgewogen wie er. Unterdrücker fremder Völker, suchte er das seinige zu beglücken, und ward ein Wohlthäter seines ganzen Reiches, somit auch unsers Vaterlandes. Er gab vortreffliche Gesetze, half vielen Gebrechen ab, und würde noch weit mehr gethan haben, hätten ihm nicht Adel und Klerus so oft Hindernisse in den Weg gelegt. Er war deswegen stets bemüht, beide im Gehorsam zu erhalten. Vom Adel forderte er gerechte Verwaltung der Aemter und reiste von Zeit zu Zeit selbst in seinem weiten Reiche umher, Gericht und Recht zu beaufsichtigen. Wehe dem Beamten, den er auf unrechten Wegen fand! Die Kirchendiener achtete er sehr, wenn sie Gesetz und Ordnung hielten, in den Schranken ihres Amtes blieben, der Kunst und Wissenschaft oblagen und das Volk bildeten und aufklärten. Carl stiftete auch viele Schulen und war für sich selbst noch im Greisenalter bemüht, das Schreiben zu erlernen. Seine Söhne ließ er aufs Beste erziehen, und seine kaiserlichen Töchter wurden in den weiblichen Handarbeiten unterrichtet. Unter den Schülern waren ihm nicht die vornehmsten und reichsten, sondern die geschicktesten und fleißigsten die liebsten. Er kam oft in die Schulen, die Fleißigen zu loben, die Trägen zu beschelten. Ihm verdankt auch ein Theil der zürcherischen Schulen ihr Entstehen. Ebenso schenkte er dem Ackerbau große Aufmerksamkeit. In Helvetien die Anpflanzung des Weines, war auf seinen Kron Gütern ein genauer und thätiger Hauswirth, und wünschte, mit seinem Beispiel jeden seiner Unterthanen für Fleiß und Ordnung zu beleben. Nach fast fünfzigjähriger Regierung starb er in einem Alter von 72 Jahren. Mit ihm erlosch der Glanz seines Hauses.

Das Lehenwesen. Die gesellschaftlichen und rechtlichen Einrichtungen, die man Lehenwesen nennt, erlangten ihre völlige Entwicklung erst unter der fränkischen Herrschaft. Die ersten Anfänge

derselben reichen aber bis in die Zeit zurück, da die deutschen-Völker einzelne Theile des römischen Reiches eroberten. Das angebaute Land war nämlich bei der Eroberung nur an die Freien vertheilt worden, und ein solcher Theil hieß Allod d. h. Eigenthum. Dem König, als Anführer des Heeres, fiel ein großer Theil, namentlich die großen Domänen des römischen Kaisers, zu. Um nun ihre Gewalt zu verstärken und sich treue Anhänger zu erwerben, gaben die Könige von ihrem Antheil freien Männern zu deren eigenthümlichen Besitzungen (Allodien) noch andere Güter, Lehen genannt, zu lebenslänglichem Genuß. Dagegen verpflichteten sich diese sogenannten Lehensleute, oder, wie sie später hießen, Vasallen des Königs zu unwandelbarer Treue gegen ihren Lehensherrn und zur Heeresfolge bei jedem Aufgebot desselben, während die übrigen Freien, die nur Allodien besaßen, ursprünglich nur zum Auszug verpflichtet waren, wenn das Land zu verteidigen war. Später gelang es den Vasallen, die Lehensgüter erblich zu machen. Die Besitzer solcher Lehen erhoben sich bald durch ihre großen Besitzungen immer mehr über die andern Freien und bildeten den hohen Adel des Landes. Aus diesem Adel wurden alle bedeutendern Aemter durch den König besetzt. Wie der König als Oberlehensherr, so vergaben auch diese großen Güterbesitzer wieder Theile ihrer Allodien, ja sogar ihrer Lehen (Asterlehen) an geringere Freie und gewannen sich so ebenfalls Lehensleute oder Vasallen, wodurch der Grund zur Entstehung eines niedern Adels gelegt wurde. Durch diesen höhern und niedern Adel wurden dann allmählig die sogenannten Gemeinfreien oder einfachen Freien immer mehr unterdrückt und in das Verhältniß von Unfreien herabgedrückt, was aber nicht überall ohne Widerstand zu Stande kam. So kämpften die freien Männer des Thurgau's unter der Anführung des Heinz von Stein sehr tapfer gegen den Adel, mußten aber der Uebermacht erliegen (992). Ungefähr um dieselbe Zeit wurden auch die Freien in den sogenannten Freiamtern im Aargau durch die Habsburger in die Knechtschaft gebracht. Zuerst baten nämlich letztere nur die nachbarliche Gefälligkeit der freien Männer von Wohlten und Muri um Hülfe, wenn sie das Feld bestellen oder mähen ließen. Bald aber fiel es ihnen ein, diese Dienste zur Pflicht zu machen.

So wurde nach und nach die große Masse des Volkes zu Unfreien erniedrigt, welche zum größten Theil Leibeigene oder Hörige genannt wurden. Sie waren Alle ohne Eigenthum, ohne Recht, durften sich nur mit Einwilligung ihrer Herrn verehelichen, und ihre Kinder waren gleichfalls unfrei. Indes

befanden sich nicht Alle in derselben Lage. Das Loos derjenigen, welche zum persönlichen Dienste der Herrn verwendet wurden und Vertrauensämter bekleideten (Ministerialen), war am erträglichsten. Schlimmer war der Zustand der an die Scholle gebundenen Hörigen, die so sehr mit dem Boden verknüpft waren, daß sie mit demselben konnten gekauft, verkauft, vertauscht und verschenkt werden wie eine Sache, wie ein Thier. Die beklagenswerthesten Leibeigenen waren diejenigen, welche zu Frohndienst (3 Tage in der Woche) verpflichtet waren. Damit auch von Außen schon die Erniedrigung des Leibeigenen kund werde, mußte er einen eignen Sklavenrock tragen und mit geschornem Bart und Haupt einhergehen, während der freie Mann an seinem langen Bart und seinen langen Haaren, sowie an dem Waffenschmuck zu erkennen war.

Helvetien, getheilt zwischen Burgund und Deutschland.
888—1032.

Während das Land aufblühte, sank das Regentenhaus. Carls Nachkommen wetteiferten in Untauglichkeit und Lastern. Häufige Theilungen, beständige Bürgerkriege schwächten das Reich. Durch Angriffe fremder Völker, Empörungen mächtiger Großen ging ein Land nach dem andern verloren. So geschah es mit Burgund, Italien, Deutschland. Mühsam erhielten sich die Carolinger noch in Frankreich, im J. 987 sanken sie unbeachtet, unbedauert auch von diesem letzten ihrer Throne.

Durch die Theilungen des fränkisch-carolingischen Reiches ward auch das Land Helvetien getrennt. West-Helvetien bis an die Reuß kam im J. 888 zum neu- oder kleinburgundischen Reich. Es erlitt öftere Verwüstungen durch die Raubzüge der Sarazenen und Ungarn. Während der Minderjährigkeit eines dieser burgundischen Könige verwaltete dessen Mutter, die gute Königin Bertha das Königreich (937—952). Ihre Regierung wurde noch lange mit den Worten: „Die gute alte Zeit, wo die Königin Bertha spann“ als eine Glückszeit bezeichnet, und ihr Siegel stellte die königliche Hausmutter auf dem Throne spinnend dar. Sie gab nämlich ihrem Volke das schönste Beispiel des Fleißes. Auf ihrem Sattel, der zu Payerne aufbewahrt wird, ließ sie sich eine Kunkel einpassen, weil sie auch auf der Reise, von Burg zu Burg, von Kloster zu Kloster, von Meierhof zu Meierhof wandernd, zu spinnen pflegte. Täglich gab sie zu einer bestimmten Stunde den Armen Gehör und unterstützte die wahrhaft Be-

dürftigen. Eine Menge frommer und nützlicher Stiftungen verdanken dieser „Landesmutter“ ihren Ursprung. Ebenso beförderte sie den Ackerbau und ließ Straßen und feste Burgen anlegen, letztere hauptsächlich gegen die Angriffe der Sarazenen und Ungarn.

Ost-Helvetien blieb als ein Theil von Allemannien oder Schwaben immer bei dem deutschen Reiche. Im Jahre 916 setzte Kaiser Conrad I. einen eigenen Herzog als Aufseher und Richter im Frieden und Anführer im Kriege über Allemannien; Kaiser Conrad II. aber brachte im J. 1032 mit dem burgundischen Reiche auch West-Helvetien an sich. Von da an blieb ganz Helvetien ungetheilt beim deutschen Reiche, bis sich nach und nach der Staat bildete, den man die Eidgenossenschaft nannte.

Auch in diesen unruhigen Zeiten entwickelten sich immer kräftiger Anbau des Landes, Handel, Gewerbsfleiß, und Land- und Ortschaften kamen empor, so die rhätischen Thäler, Morsee, Orbe, Muri und Basel, einst von den Ungarn zerstört. Zum Schutze gegen dieß wilde Räubervolk, das um diese Zeit oft wie eine verheerende Gewitterwolke sich über die Nachbarländer ergoß und auch Helvetien mehrmals durchstreifte, befestigte Kaiser Heinrich I. viele deutschen und helvetischen Städte, z. B. Zürich, Solothurn. Hinter ihren Mauern fanden Wehrlose und die Habe des Landmannes eine sichere Zuflucht gegen die Räubereien feindlicher Schaaren. Es kostete zwar nicht wenig Mühe, die an freie Sitze gewöhnten Deutschen zum Aufenthalte in umschlossenen Städten, die ihnen wie Gefängnisse erschienen, zu bewegen. Durch Ertheilung von Freiheiten und Vorrechten an die Städter ward es bewirkt, und die Bevölkerung nahm immer mehr zu, da die Städte bald Mittelpunkt des Handels und Gewerbsfleißes wurden. Es entstanden regelmäßige Handwerke; bisher hatte sich Jeder alle seine Bedürfnisse, so gut er konnte, selbst verfertigt. Es bildeten sich Zünfte und Zünfte, entfernt jedoch von dem erst später hinzu kommenden Kunstzwange. Mit dem steigenden Wohlstande kam auch die Lust zu Künsten und Wissenschaften; mit Reichthümern die Macht, dem Drucke des Adels und Klerus zu begegnen. Es sind die Städte die Befreier des Landes von dem Ueberdrange jener beiden Stände geworden.

Drittes Kapitel.

Helvetien unter den deutschen Kaisern.

1032—1308.

Kampf zwischen Kaiser und Papst. 1039—1122.

Raum war Helvetien an seine neuen Herrscher gekommen, als sich über die Frage, wem die Herrschaft über Europa gebühre, ein vieljähriger verderblicher Kampf zwischen Kaiser und Papst erhob, der Deutschland und Italien erschöpfte, und auch in Helvetien die heftigsten Unordnungen erzeugte. Der Streit wurde lange nur mit Wort und Schrift geführt und brach erst 1075 in offene Fehde aus. Seit 1073 saß auf dem päpstlichen Stuhle Gregor VII. Dieser außerordentliche Mann hatte sich Erhöhung des Papstes über alle Könige und Fürsten und Vernichtung jedes Einflusses weltlicher Herrscher in kirchlichen Dingen zum Ziele gesetzt. Dieses Ziel verfolgte er sein ganzes Leben hindurch mit Beharrlichkeit, Klugheit und Geistesgröße. Ihm stand entgegen Kaiser Heinrich IV., ein Fürst voll feurigen Muthes, ritterlichen Sinnes und herrlicher Geistesanlagen, aber durch gewissenlose Erzieher so verdorben, daß Ueppigkeit, Leichtsinn, Unbesonnenheit, Wankelmuth, Stolz, Zähzorn, Herrsch- und Rachsucht seine Seele verunstalteten, ohne seine trefflichen Eigenschaften ganz ersticken zu können. Zwischen diesen beiden Männern erreichte die Erbitterung bald einen solchen Grad, daß Heinrich die schimpfliche Entsetzung des Papstes aussprach, welcher mit dem Bannfluche gegen Heinrich antwortete. Diese Maßregeln entzündeten schnell wie ein Blitzstrahl im ganzen deutschen Reiche ungeheuern Zwiespalt, in welchem die einen für den Kaiser, die andern für den Papst sich parteyten. Alle Bischümer, Klöster, Provinzen, Städte, Gemeinden, viele Familien zerfielen in ihrem Innern; Treue und Glauben, die Hauptstützen der menschlichen Gesellschaft, schienen von der Erde verbannt; Unterthanen empörten sich gegen ihre Herren; Kinder ergriffen die Waffen gegen ihre Eltern, Brüder gegen Brüder; alle Bande der Freundschaft waren gelöst, und was sonst die Menschheit für heilig und unverleglich hielt, wurde mit Füßen getreten. Haß erfüllte alle Herzen, und die Stimme des Gesetzes übertönte der Ruf der Leidenschaft. Neben dem großen Streite entbrannten in Deutsch-

lands ganzem Umfange tausend kleine Fehden, die für und wider Kaiser und Papst, manchmal auch nur unter diesem Namen zur Befriedigung der Raubucht, der Leidenschaft oder des Hasses ausgefochten wurden. Auch in Helvetien wüthete das größte Uebel der Menschheit, ein furchtbar verheerender innerer Krieg. Gregor und Heinrich gingen im J. 1085 und 1106 zu den Todten, der erste als Verbannter, der letzte durch Empörung seines Sohnes vertrieben; aber das Feuer, das sie angezündet, erlosch nicht mit ihnen. Erst 1122 wurde der Hauptstreit nothdürftig ausgeglichen.

Helvetien unter den Herzogen von Zähringen. 1097—1218.

Im Jahre 1097 ertheilte Heinrich IV. das Land Helvetien als ein eigenes Herzogthum an Berchtold II. von Zähringen. Die zähringischen Fürsten fanden das Land in keinem glücklichen Zustande. Der lange, wüthende Krieg hatte außerordentliche Unordnung, Unsicherheit, Sittenlosigkeit, Druck und Elend erzeugt; aber unter dem wohlthätigen Szepter dieser weisen und guten Fürsten brachen für Helvetien friedliche, glückliche Tage an.

Auch die im J. 1095 aus übel verstandener Frömmigkeit erhobenen Kreuzzüge, welche das jüdische Land sammt Christi Grab den Türken entreißen sollten, wirkten segensreich für Helvetien. Sie beschleunigten das Steigen des Bürgerstandes. Es erhob sich ausgebreiteterer Handelsverkehr, Straßen wurden angelegt, der Landbau vervollkommenet, Wälder ausgerottet, neue löstliche Früchte aller Art angepflanzt. Es entstand eine Menge wohlthätiger Stiftungen. Man erlernte neue Künste und Gewerbe, Quellen reichern Einkommens. Die Freiheit wuchs, und was über Alles zu schätzen ist, was allein diesen nützlichen Erscheinungen Bestand gab, es erweiterte sich die geistige Bildung. Kenntnisse, Wissenschaften drangen aus dem Morgenlande nach Europa. Mancher Lichtstrahl erhellte die bisherige Finsterniß. Auch freiere, edlere Religionsbegriffe wurden erfasst. Wenn denn Einzelne sich lieber an das Unedlere hielten, von den morgenländischen Sitten nur die Pracht und die Ueppigkeit nachahmten, sich einem Aufwande hingaben, der sie zur Verarmung führte: so hatte auch dieses für das Allgemeine segensreiche Folgen. Manche Klöster, viele Adelige mußten aus Armuth Landschaften, Freiheiten, Rechte an fleißige Bürger oder sparsame Unterthanen veräußern. Manche Adelsrechte erloschen, weil ihre Besitzer ohne Nachkommen in fernem Landen den Tod gefunden. Solchergestalt wurde durch die Kreuzzüge namentlich auch in

unserm Vaterlande Vieles für die leibliche und geistige Freiheit kommender Jahrhunderte vorbereitet.

Schon jetzt kam unter den Zähringern das Land immer sichtbarer empor. Um die zahlreichen Schlösser und Klöster bildeten sich immer mehrere Städte und Dörfer. Auch wurden manche Städte ganz neu gegründet; so Dießenhofen im J. 1178, Winterthur im J. 1180, Rapperschwyl im J. 1091. Im Jahre 1052 ward das Kloster Allerheiligen die Grundlage von Schaffhausen. Zahllose andere Stiftungen verdanken ihren Ursprung eben dieser Zeit; sie alle trugen viel zur Urbarmachung des Landes bei. Die Klöster wetteiferten in jener Zeit in Beförderung alles Nützlichen. Mit besonderer Sorgfalt widmeten sie sich dem Landbau. Eigenhändig bearbeiteten die Mönche Felder und Weinberge und pflanzten viele neue Früchte an; andere Klöster erleichterten und beförderten durch Unterstützung und Begünstigungen den Anbau der Umgegend; wieder andere besorgten Tuchmachereien, und die damaligen Klosterschulen wirkten wohlthätig auf die geistige Bildung. Groß sind also die Verdienste, welche sich der Klerus um das Aufblühen des alten Helvetiens erworben hat. Viele Städte und Länder der Eidgenossen sind unter geistlicher Herrschaft empor gekommen. Aber schon damals zeigte sich hin und wieder eine Verschlechterung des Klerus. Manche vergaßen die wohlthätige Absicht der geistlichen Stiftungen. Geiz, Herrschsucht, Bedrückung des Volkes, Müßiggang, Sittenlosigkeit entehrten viele Kleriker. Sie waren aus sehr nützlichen Menschen unnütze Prasser geworden.

In ungetrübter Reinheit glänzten dagegen die Verdienste der Zähringer um Helvetien. Sie begünstigten die Städte und das Volk, vielleicht nicht sowohl aus Liebe zur Freiheit als um mit ihrer Hülfe den mächtigen und feindseligen Adel und Klerus nieder zu halten. Sie befestigten viele Flecken und bauten neue, mit reichen Vorrechten gezeigte Städte. So stiftete Berchtold IV. im J. 1178 Freiburg im Uechtlande. Sein Sohn, Herzog Berchtold V., befestigte Burgdorf und Moudon, und erbaute im J. 1191 auf einer Halbinsel in der Aare das berühmte Bern. Siebenundzwanzig Jahre nach Berns Stiftung endete mit Berchtold V. das Geschlecht der Herzoge von Zähringen in der schönsten Zeit eines unbefleckten Nachruhmes, ehe es nach Unterdrückung des Adels und Klerus seine Herrschplane auch gegen Städte und Volk richten konnte. Mit ihm erlosch für immer das Herzogthum über Helvetien.

Die Zähringer hatten einen mächtigen Adel, einen gewalti-

gen Klerus
in Helvetien
Kappeler
der, die
von G...
St. Gallen
Wenig ist
im Einklang
In
und Städte
einem G...
genannt.
Schweizer
Die
N...
Kaiser
Hohensta
dern un
rang den
gemein,
Zürich,
den von
eingeleit
Reichthum
des höch
schaffen
zu gut.
Reichthum
trog des
demselben
desen K...
Südw...
Wohlme
ihm ge
die glück
unmittel
rich II.
hängig

gen Klerus und blühende Städte hinterlassen. Noch lange suchten in Helvetien die Häuser Savoyen, Habsburg, Kyburg, Rapperschwyl, Welsch-Neuenburg, Toggenburg und andere, die Freiheit zu unterdrücken. Neben ihnen waren die Bischöfe von Genf, Lausanne, Sitten, Basel, Chur, der Abt von St. Gallen u. s. f. Fürsten von großer Macht. Es gab eine Menge überreicher Klöster. Das Ansehen des Klerus war zwar im Sinken; dagegen erhoben sich immer kräftiger die Städte.

In diesen Zeiten wurden neben so vielen mächtigen Großen und Städten der Name der freien Männer von Schwyz in einem Grenzstreite mit dem Kloster Einsiedeln zum ersten Male genannt. Von diesen Schwyzern ist nachher alle Freiheit des Schweizerlandes und der Bund der Eidgenossen ausgegangen.

Die Zeiten Friedrichs II. und Rudolfs von Habsburg.

1218 — 1291.

Nach dem Aussterben der Zähringer (1218) ernannte der Kaiser Friedrich II., der aus dem berühmten Geschlecht der Hohenstaufen stammte, keinen neuen Statthalter Helvetiens, sondern nur Reichsvögte. Es ist überhaupt keine fürstliche Regierung den Völkern und Städten unseres Landes günstiger gewesen, als diejenige Friedrichs II. von Hohenstaufen. Die Städte Zürich, Bern, Solothurn, Schaffhausen und selbst Murten wurden von ihm zu freien Reichsstädten erhoben. Ein vom Kaiser eingesetzter und zuweilen aus den bloßen Bürgern genommener Reichsvogt übte darin den Blutbann im Namen des Kaisers, des höchsten Gerichtsherrn Deutschlands. Auch den Hirtenvölkern der drei Waldstätte kamen die hohenstaufischen Freiheiten zu gut. So wurde im Jahr 1231 Uri für ein unmittelbares Reichsland erklärt. Da die junge Mannschaft der drei Waldstätte trotz des päpstlichen Bannfluchs, der auf Friedrich II. lastete, demselben zu Hülfe zog in seinem Kampf gegen den Papst und dessen Anhänger in Italien, so ertheilte er auch dem Volke von Schwyz und Unterwalden, um ihm ein sprechendes Pfand seines Wohlwollens zu geben, eine Urkunde (1240), welche die bisher schon genossene Freiheit dieser beiden Thäler sicherte und sie auf die gleiche Stufe stellte, wie die 9 Jahre vorher mit der Reichsunmittelbarkeit besenkten Männer von Uri. So hat also Friedrich II. durch seine Erlasse der schweizerischen Freiheit und Unabhängigkeit großen Vorschub geleistet.

In eben demselben Jahre, in welchem die Zähringer erlo-

sehen, wurde der hochberühmte Graf Rudolf von Habsburg geboren. Als ein feuriger Jüngling von 22 Jahren trat er das geringe Erbe seiner Väter an. Ein heller, an Hülfsmitteln unerschöpflicher Geist, ein kräftiges, wohlwollendes, frommes Gemüth waren die Vorzüge dieses großen Mannes, von denen uns die Geschichte zahlreiche Beispiele erzählt. Mit diesen Vorzügen verband Rudolf auch einen ausgezeichneten kriegerischen Ruhm. Alle diese Eigenschaften erwarb er sich aber erst durch den Lauf der Zeit und manche bittere Erfahrung. Denn ein Grundzug seines Charakters war ein ungezügelttes Streben nach Macht und Größe, ein Ziel, welches er schon im Jünglingsalter mit unbesonnenem Feuer verfolgte, zu dessen Erreichung er auch Gewaltthaten und ungerechte Mittel nicht schonte. Er empfing jedoch bald den gebührenden Lohn. Noch vor seinem vierzigsten Jahre wurde er seinen Verwandten tödtlich verhaßt, von seiner Mutter Bruder enterbt, von der Kirche zwei Mal gebannt, und sah durch einen Krieg, den er ungerechter Weise angefangen, sein eigenes Gebiet verheert. Durch solche Widerwärtigkeiten gewizigt, lernte er seine Leidenschaften bezähmen und verbesserte dadurch seine unglückliche Lage. Die Kirche, seine Verwandten verziehen ihm, sein Oheim setzte ihn wieder zum Erben ein. Durch den Tod desselben erlangte Rudolf im J. 1264 die Grafschaften Kyburg und Baden, die Landgrafschaft Thurgau, das Land Gaster, und war von diesem Tage an einer der mächtigsten Herren in der Schweiz.

Um diese Zeit war Deutschland durch das Aussterben des Geschlechtes der Hohenstaufen ohne Kaiser. Da gewannen im ganzen deutschen Reiche Unrecht und Gewaltthat die Oberhand. Sechszehn Jahre dauerte dieser schreckliche Zustand, Interregnum (Zwischenreich) genannt. Kurz vor dieser bedenklichen Zeit (im J. 1251) schlossen die Länder Uri und Schwyz mit Zürich auf drei Jahre den ersten Bund.

Während des Interregnums wendete Rudolf seine ganze Macht zum Schirme der Bürger und Landleute gegen die großen und wilden Raubritter an. Dadurch gewann er vielen Anhang. Alle Reichsstädte, alle freien Länder in Helvetien traten mit ihm in Verbindung, und freuten sich, ihn zum Freunde und Anführer zu haben. So wählten ihn im J. 1257 die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden zu ihrem Schirmvogte, und im J. 1265 ernannte ihn die Stadt Zürich zu ihrem Feldhauptmanne.

Diese Stadt war damals noch ohne Gebiet und ganz von den Besitzungen der Freiherren von Regensberg umgeben.

Gefür in
übermäßige
nach einem
Licht l
mit Hohen
„ein Hüh
„sein, und
wendete si
der erfreut
zürnte Rät
Rudolf un
Lieber au
schnell nach
gerührt, in
schließen,
von ihr,
benelängl
Zürich des
legt, und
ten, Krieg
nachherigen
die Dankb
engelstiche
ben ihm
verthron
die Stadt
und sein
Bischof ri
„Throne,
„herab!“
nicht miß
habe all
angehan,
diese Stad
neuen Kai
von Thron
seiner alten
spiel wend
seiner Kle
kam Jahr
wünschte,
Eual, f

Gestört in der Sicherheit ihres Handels, besorgt, durch einen übermächtigen Anfall zuletzt ihre Freiheit zu verlieren, sah sie sich nach einem Schirmherrn und Anführer um. Sie wendete sich an Lütthold von Regensberg; er aber empfing ihre Gesandten mit Hohn, und sprach: „Zürich ist von meinen Herrschaften wie „ein Fischlein vom Neze umgeben, Schirmherr mag ich nicht „sein, unterwerft euch mir, ich will euch gnädig regieren.“ Da wendete sich die Stadt an Lüttholds Feind, den Grafen Rudolf, der erfreut die Hauptmannschaft annahm. Nun erhob der erzürnte Lütthold und viele Edle mit ihm im J. 1266 Krieg gegen Rudolf und die Stadt. Der Krieg schlug zum Verderben seiner Urheber aus. Die Burgen, die Städte der Regensberger wurden schnell nach einander durch mannigfaltige Kriegslisten erobert und zerstört, im J. 1268 mußte der hoffärtige Lütthold Frieden schließen, seine Herrschaften der Stadt abtreten, und froh sein, von ihr, die er einst so verachtet, das Bürgerrecht und ein lebenslängliches Leibgeding zu empfangen. Durch diese Fehde hatte Zürich den Grundstein zu seiner künftigen Macht und Größe gelegt, und Rudolf durch den hier erworbenen Ruhm der Tapferkeit, Kriegskunst, Weisheit und Mäßigung nicht wenig zu seiner nachherigen Erhöhung beigetragen. Der Ruf seiner Thaten und die Dankbarkeit des Erzbischofes von Mainz, dem er einst unentgeltliches Geleit durch die unsichere Schweiz gegeben, erwarben ihm nämlich im J. 1273 die Erhebung auf den Kaiserthron. Die Nachricht seiner Wahl empfing er, als er eben die Stadt Basel belagerte. Er selbst sowohl als seine Freunde und Feinde erstaunten. Bischof und Stadt Basel verzagten. Der Bischof rief im ersten Schreck: „Nun setz' dich fest auf deinem „Throne, lieber Herrre Gott! sonst stößt dich dieser Rudolf auch „herab!“ Allein Rudolf wollte edelmüthig seine neue Macht nicht missbrauchen. Den Baslern ließ er melden, der Kaiser habe alle Beleidigungen vergessen, die man dem Grafen Rudolf angethan, und anerbote Frieden. Basel öffnete seine Thore, und diese Stadt, so eben noch Rudolfs Feindin, war die erste, den neuen Kaiser freudig zu begrüßen. — So wie sich Rudolf auf dem Throne an seinen Feinden nicht rächte, so vergaß er auch seine alten Freunde nicht, und behandelte auf dem höchsten Gipfel menschlicher Ehre diejenigen mit Wohlwollen, die einst in seiner Kleinheit mit ihm gewesen. Als er zu Mainz Hof hielt, kam Jakob Müller, Bürger von Zürich, in die Stadt, und wünschte, den Kaiser in seinem Glanze zu sehen. Er trat in den Saal, sogleich erhob sich Rudolf vom Throne, eilte auf ihn zu

und umarmte ihn. Zu den Fürsten, die sich wunderten, warum der Kaiser einem so geringen Manne so herablassend begegne, sprach er: „Als ich noch der Zürcher Hauptmann war, wurde „ich in einem Gefechte verwundet und von den Meinigen für „tobt verlassen; da kam dieser Müller, schlug die Feinde zurück, „hob mich auf sein Pferd und rettete mich. Darum muß ich billig „diesen Mann so wie alle von Zürich hoch ehren, weil sie mir „beigestanden, als mein Glück noch klein war!“ Hierauf schlug Rudolf den Müller zum Ritter und entließ ihn fürstlich beschenkt.

Achtzehn Jahre lang besaß nun Rudolf mit großem Ruhme den Kaiserthron, und stellte Gerechtigkeit, Ruhe und Ordnung wieder her. Dem Lande Helvetien erwies er wenigstens im Anfange seiner Regierung große Wohlthaten. Seinen alten Bundesgenossen, den Zürchern, bezeugte er besonders große Huld. Manche andere Schweizerstädte verdankten ihm ansehnliche Begünstigungen. Den Waldstätten sicherte er die angeborne Freiheit und Reichsunmittelbarkeit. Aber im Besitze seiner Macht erwachte in ihm die Lust, sein Geschlecht auf dem Gipfel dieser Größe zu erhalten, sie bewog ihn, seine gerechten Gesinnungen gegen Helvetien zum Theile wenigstens zu ändern, und verleitete ihn, seine dortigen Besitzungen selbst durch Bedrückungen zu vergrößern. Schon hatte er seinen Söhnen die Herzogthümer Schwaben, Desterreich, Steiermark, Krain ertheilt, als er sein Auge auch auf Helvetien warf. Als Herr von Habsburg, Kyburg, Thurgau, Baden, Lenzburg, Aargau, Frohburg, Zug, Zofingen war er in diesem Lande schon sehr mächtig; er wollte es aber ganz besitzen. Mit Geld, Freundlichkeit und Drohungen suchte er Edelleuten und Klöstern ihre Herrschaften abzulocken und freie Städte und Länder zur Unterwerfung zu bewegen. Gegen Widerspenstige wendete er Gewalt an und schonte selbst seine Verwandten nicht. So erhielt er Freiburg im Uechtland, Gräningen, Ittingen u. s. f. Die auffallendsten Gewaltthaten geschahen aber gegen Savoyen und Bern.

Unter dem Vorwande, das alte Königreich Burgund wieder herzustellen, begann Rudolf Krieg mit Savoyen. Die Grafen von Savoyen, namentlich Peter (1232—1268), der von seinen dankbaren Unterthanen der „kleine Karl der Große“ genannt wurde, und im romanischen Helvetien dieselbe entschiedene Rolle spielte, wie Rudolf von Habsburg seit 1240 im deutschen Helvetien, hatten nämlich nach und nach fast alles romanische Land (die Waadt, das Freiburgische und einen Theil von Wallis) für 300 Jahre unter ihre Gewalt gebracht. Selbst die Schirm-

vogtei über Bern erwarben sie mehreremale auf kurze Zeit. Rudolf von Habsburg hätte nun denselben jene Eroberungen gern wieder abgenommen. Er eroberte Gintges, verfehlte aber den Hauptzweck, und war nicht glücklicher gegen Bern. Es hatten die Berner aus ihrer Stadt für ewige Zeiten die Juden verbannt, der Vertriebenen nahm sich Rudolf an. Ein hartes Urtheil, das er gegen die Stadt sprach, wurde von Bern nicht beachtet, und als Rudolf zu den Waffen griff, beschloß auch die Bürgerschaft, sich so zu vertheidigen, daß der letzte Tag ihrer Freiheit auch der letzte des Lebens aller Bürger sein solle. Vergebens belagerte Rudolf im Mai des Jahres 1288 die Stadt mit 15,000 Mann. Bei einer zweiten Belagerung im August des gleichen Jahres versuchte er eine List. Brennende Flöße sollten die hölzerne Aarebrücke, durch sie die ebenfalls hölzerne Stadt anzünden: den Schreck, die Verwirrung der Bürger wollte Rudolf zu einem allgemeinen Sturme benutzen. Aber die Bürger, seinen Plan merkend, hatten oberhalb der Brücke Pfähle ins Wasser geschlagen, an ihnen blieben die Flöße hängen und verbrannten unschädlich, auch der Sturm mißlang; beschämt mußte Rudolf zum zweiten Male abziehen. Schon im folgenden Frühling ward unternommen, die Stadt durch plötzlichen Ueberfall zu erobern. Dießmal rettete sie die außerordentliche Tapferkeit der Bürger, vorzüglich des Geschlechtes der Reunhaupte, die sich im Gefechte an der Schoßhalde, vor den Thoren Berns, bis auf den letzten Mann für die Vaterstadt aufopferten. Zwei Jahre später (im J. 1291) starb Rudolf zu Germersheim, 74 Jahre alt. Sein Andenken erhielt sich lange und rühmlich unter dem deutschen Volke. Den Fürsten, der öfters in seinem weiten Reiche umher reiste, um Jedem ohne Ansehen der Person Recht zu sprechen, und der gegen den geringsten seiner Unterthanen so leutselig war, daß er einst die Wachen, die einem armen Manne den Zutritt zu ihm verweigerten, mit den Worten beschalt: „Glaubet ihr, ich sei Kaiser worden, um mich vor meinen Unterthanen einzuschließen?“ — diesen Fürsten ehrete das lang erhaltene Sprichwort: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht!“

Die Zeiten Kaiser Albrechts von Habsburg-Oesterreich.
1291—1308.

Albrecht, Herzog von Oesterreich, Steiermark und Krain, Rudolfs einziger noch lebender Sohn, ward nun Haupt des österreichischen Hauses. Das Herzogthum Schwaben, welches nebst den elsassischen und schweizerischen Landen seinem zweijährigen

Neffen Johann angehörte, verwaltete er als Vormund. Albrecht besaß keine der liebenswürdigen Eigenschaften seines Vaters. Schon sein Aeußeres war häßlich. Sein finsternes Antlitz verkündete Stolz, Starrsinn, aufbrausende Heftigkeit. Seine Leidenschaften waren unersättliche Ländergier und Haß der gesellichen Schranken seiner Gewalt. Die Ausschweifungen floh er, das bürgerliche Recht hat er nie gebogen. Niemand liebte ihn, die eigenen Anverwandten und des Vaters treueste Freunde fielen von ihm ab. Auch Zürich, auch die Länder suchten, sich durch Bündnisse gegen seine gefürchteten Plane zu stärken. Durch seine Gewaltthaten gab er den ersten Anstoß zur Gründung des Schweizerbundes. Albrechts liebster Wunsch war der Kaiserthron; aber er wurde bei der Wahl übergangen und Graf Adolf von Nassau zum Kaiser erwählt. Albrecht unterwarf sich mit einem Herzen voll Rache. Nach wenig Jahren zeigte sich Möglichkeit der Befriedigung. Adolfs Entsetzung wird bewirkt und durch eine Partei Albrecht zum Kaiser erwählt. Ein großer Theil Deutschlands, mit Adolfs Entsetzung unzufrieden, ergreift zwar die Waffen für ihn und liefert im J. 1298 seinen Gegnern bei Worms eine Schlacht; in dieser fällt Adolf, und Albrecht erhält die Krone. Adolfs Unglück erschreckte besonders die helvetischen Lande, gegen die er sich sehr huldreich gezeigt, und die von Albrecht nicht viel Gutes erwarteten. Nur zu bald ging ihre Besorgniß in Erfüllung.

Albrechts Partei zog gegen Bern zu Felde. Bern hatte nur wenig Hülfe, hauptsächlich von Solothurn, stellte sich jedoch der Uebermacht muthvoll entgegen, und schlug unter Ulrich von Erlach den 21. Mai 1298 am Donnerbüchel seine Feinde so vollkommen, daß wenige Zeit nach dem Siege viele seiner ältesten und mächtigsten Feinde Burgrechte und Bündnisse mit ihm schlossen.

Vor Zürich, das er durch ein erlittenes Kriegsunglück ganz entkräftet glaubte, erschien im gleichen Jahre Albrecht selbst mit einigen Truppen; aber die Stadt war unerschrocken. Die Thore wurden nicht geschlossen, Markt und Gewerbe nicht eingestellt und der Kaiser durch eine Kriegslist über die Vertheidigungsmittel der Stadt getäuscht. Die Frauen und Jungfrauen thaten Harnische und Waffen an und durchzogen mit Trommeln und Pfeisen in kriegerischer Ordnung die Stadt. Ihren Zug sah der Kaiser von den Höhen, auf denen er lagerte. Er glaubte die Stadt mit Lebensmitteln und Mannschaft wohl versorgt, kam als Freund nach Zürich und bestätigte ihre Freiheiten.

Bald nach diesem Zuge eignete sich Albrecht durch List,

Gewalt an
 Alle ihre
 Glas, D
 zählung
 gebieten
 dem im
 Unterw
 geschlossen
 Angered
 weigert
 ihrer früh
 er, sich j
 ihre Frei
 österrich
 1304 wo
 Truppen
 daß es f
 Aufstand
 Es ist fa
 hundert
 des Gott
 jährlich
 er die bo
 den Ort
 vorher, I
 Jener a
 Guer un
 dullen, d
 Uebermut
 walden, I
 ein einteig
 sandender
 Sohnes H
 Da der G
 Bern die
 jenen!
 Jener u
 Lanthe
 theuerer
 ihm die
 nach il
 Durch

Gewalt und Kauf viele helvetische und schwäbische Länder zu. Alle seine zahlreichen Kinder sollten herrschen mit Macht und Glanz. Darum verwickelte sich Albrecht in mannigfaltige Unternehmungen und nahm auch seines Vaters Plan wieder auf, ganz Helvetien als ein Herzogthum an sich zu bringen. So ließ er denn im J. 1298 den freien Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden, die bereits 1291 ihren ersten ewigen Bund geschlossen hatten, den Antrag machen, sich ihm zu unterwerfen. Außerordentliche Vortheile wurden ihnen verheißen; sie aber weigerten sich. Der Kaiser ergrimmete. Den Ländern schon wegen ihrer frühern Anhänglichkeit an Adolf von Nassau gram, glaubte er, sich jetzt gegen sie Alles erlauben zu dürfen. Er bestätigte ihre Freiheiten nicht, er wollte ihnen statt der Reichsvögte österreichische Beamte aufdringen, und als sie endlich im Jahr 1304 wieder Reichsvögte empfangen, waren es hassenswerthe Tyrannen, welche das Volk zur Verzweiflung zu bringen suchten, daß es sich entweder Oesterreich unterwerfe, oder durch einen Aufstand Gelegenheit gebe, seine alten Freiheiten zu vernichten. Es ist fast unglaublich, wie diese Vögte in dem armen Lande hausten. Hermann Gefler von Brunegg erbaute am Fuße des Gotthards aus dem Schweiß des Volkes eine Feste, die er spöttlich Zwing-Uri nannte. In Worten und Geberden zeigte er die hochmüthigste Verachtung des Volkes. Einst ritt er durch den Ort Steinen bei Werner Staufachers neuem, schönem Hause vorbei. Neidisch fragte er den Besitzer: „Bessen ist dieses Haus?“ Jener antwortete bescheiden: „Es ist meines Herrn, des Königs, Guet und mein Lehen.“ Höhnisch rief der Vogt: „Kann man dulden, daß das Bauernvolk so schön wohnt?“ — Mit gleichem Uebermuthe waltete Beringer von Landenberg in Unterwalden. Im Melchthale lebte der Greis Heinrich an der Halden, ein eifriger und beliebter Vertheidiger der Freiheit. Diesen wollte Landenberg wegen eines geringen oder erdichteten Vergehens seines Sohnes Arnold von Melchthal um ein Joch schöner Ochsen büßen. Da der Gekränkte sich weigerte, fügte Landenbergs Knecht hinzu: „Wenn die Bauern Brod essen wollen, können sie den Pflug selber ziehen!“ Arnolds Zorn entbrannte, er zerschlug dem Knechte einen Finger und entfloß, weil er des Vogts Grausamkeit fürchtete. Landenberg ließ nun den greisen Vater fangen. Vergebens be-theuerte dieser, nicht zu wissen, wo der Sohn sei. Man nahm ihm die Ochsen. Man nahm von ihm eine starke Geldbuße. Man stach ihm für das Vergehen des Sohnes die Augen aus. — Durch solche Beschimpfungen und Mißhandlungen, durch uner-

schwängliche Abgaben, verbrecherische Placereien und die stete Weigerung des Kaisers, die Beschwerden anzuhören, ermüdete endlich die Geduld des Volkes. Der gesuchte Aufstand kam, endete aber nicht, wie man gehofft hatte, zum Verderben des Volkes, sondern zu demjenigen seiner Dränger.

Der Bund im Rütli. 1307.

Werner Staufacher, Walter Fürst von Uri und Arnold von Melchtal sind die ewig denkwürdigen Namen jener drei Männer, denen unser Vaterland seine Freiheit verdankt. Als sie beschossen, das Unrecht nicht länger zu dulden, da fühlten sie wohl, mißlungener Widerstand könne grausame Rache nach sich ziehen; aber der Tod schien ihnen besser als ein fremdes Joch, und das Vaterland ohne die alte Freiheit verloren. In nächstlichen Zusammenkünften auf dem Rütli, einer einsamen Bergwiese am Bierwaldstättersee, rathschlagten sie über die Befreiung des Volkes. Endlich brachten sie Mittwoch vor Martini 1307 jeder zehn redliche Männer des Landes an den Ort ihrer geheimen Versammlungen. Diese 33 schwuren zu Gott, der alle Menschen zu gleicher Freiheit geschaffen, den heiligen Eid: „die Freiheit „des Volkes herzustellen, doch so, daß dabei Niemand Güter, „Rechte oder Leben verliere“. Bis zum Tage des Ausbruches war die strengste Verschwiegenheit verabredet.

Wilhelm Tell. 1307.

Indeß wurde der Landvogt Hermann Gessler durch den guten Bogenschützen Wilhelm Tell von Bürglen, einen tapfern, kühnen Freiheitsfreund, der mit auf dem Rütli gewesen, erschossen. Gessler hatte auf dem Markte zu Altorf eine Stange mit einem Hute errichten lassen, welcher Jedermann durch Hutabziehen Ehre erweisen sollte. Tell weigerte sich dessen, wurde gefangen und zur Strafe seines Ungehorsams, und weil er nichts von dem Rütli-bunde, von dem der Vogt einige Spuren hatte, offenbaren wollte, verurtheilt, seinem eigenen Knaben aus weiter Ferne einen Apfel vom Kopfe zu schießen. Tells Schuß gelang, mit ihm war Gott; der arglistige Vogt, statt ihn nun nach Versprechen frei zu lassen, sann auf neue Wege, ihm beizukommen. Er erblickt in Tells Köcher einen zweiten Pfeil und fragt: „Wozu dieser?“ Nach langem Drängen und nochmaligem Versprechen der Freilassung antwortete Tell: „Wenn ich mein Kind niedergeschossen hätte,

„wisse, Vogt, so war dieser zweite Pfeil für dich bestimmt!“
 Entsetzt läßt Gessler den Tell gebunden in ein Schiff werfen und
 über den Vierwaldstättersee nach Rütznacht führen. Er selbst steigt
 mit in das Schiff. Ein Sturm bringt die Schiffenden in Gefahr
 des Unterganges. Da befehlt Gessler, den Tell, einen trefflichen
 Schiffer, loszubinden und aus Steuer zu stellen. Tell lenkt das
 Schiff bis an den Fuß des steilen Aynberges, ergreift sein
 Schießzeug, rettet sich durch einen kühnen Sprung auf einen
 Felsen, noch heutzutage Tellensplatte genannt, und entflieht durch
 das Land Schwyz. Auch der Vogt entfloß dem Sturme. Als er
 aber bei Rütznacht gelandet, fällt er durch einen Pfeil, den Tell
 auf ihn geschossen. Da, wo in der hohlen Gasse bei Immenfee
 die Kapelle steht, endete der Vogt. Tells That erhöhte die Wach-
 samkeit der Vögte. Die Verschworenen kamen in die größte Gefahr
 der Entdeckung. Eine unheimliche Stille lag auf dem ganzen
 Lande. So wurde das dreizehnhundertundsiebente Jahr vollendet.